



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Heinrich Heine

Keiter, Heinrich

Köln, 1891

IV. Die letzten Lebensjahre. Religiöse Kämpfe. Nihilismus.

urn:nbn:de:hbz:466:1-15159

Duell statt, in welchem Heine leicht verwundet wurde. Nach dem Duell gab Heine der Frau Straus eine bündige Ehren-Erklärung, sowie das Versprechen, in einer neuen Auflage die auf sie bezüglichen Stellen fortzulassen. Der Streit nahm also ein für Heine wenig rühmliches Ende. Aber Ruhe fand er noch nicht. Die beleidigte Frau und ihr Gemahl griffen ihn und Mathilde immer wieder in Zeitungen an und ließen kein Mittel unversucht, ihm zu schaden. Heine erntete nur den Lohn seiner Thaten; wir können das Treiben seiner Gegner verurtheilen, ohne ihr Opfer zu bedauern.

IV.

Die letzten Lebensjahre. Religiöse Kämpfe. Nihilismus.

Zu den nie endenden litterarischen Kämpfen Heine's gesellte sich 1845/46 ein rein persönlicher, welchen er mit der heftigsten Leidenschaft führte. Am 23. December 1844 starb sein Onkel Salomon, der ihn zu seinem Entsetzen nur mit einem Legat von 8000 Mark bedacht und die ihm zugesicherte Rente gar nicht erwähnt hatte. In Folge dessen weigerte sich Salomon's Sohn Karl, der gegen den Dichter wegen der vielen Angriffe gegen die Verwandten seiner Frau, die Foulds, eine berechnete Mißstimmung hegte, die Rente weiter zu zahlen. Dagegen erbot er sich¹⁾, dem Better jährlich eine Pension von 2000 Francs auszusetzen gegen die Verpflichtung, ihm alles, was er über Salomon Heine jemals schreiben werde, zur Durchsicht zu senden. Heine, der durch Mathildens Angst, in Noth zu gerathen, in die höchste Aufregung versetzt war, drohte anfangs, zu klagen, beschritt dann den gütlichen Weg und nahm schließlich die Presse zu Hülfe. „Das Beste,“ schreibt er an Detmold²⁾, „muß hier die Presse thun zur Intimidation, und die ersten Rothwürfe auf Karl Heine und namentlich auf Adolf Halle (dessen Schwager) werden schon wirken. Die Leute sind an Dreck nicht gewöhnt, während ich ganze Mistkarren vertragen kann, ja diese, wie auf Blumenbeeten, nur mein Gedeihen zeitigen.“ Er hat ihn dann, einen Artikel zu fabriciren, in welchem der Onkel vertheidigt, der Nefte angegriffen wurde. Schlauer Weise fertigte er, wie aus einem Briefe an Lassalle vom 27. Februar 1846 hervorgeht, sogar selbst Schmähartikel gegen Heinrich Heine an, in welchen aber die Auszahlung der Pension als selbstverständlich hingestellt wurde. Ebenso trieb er Levin Schücking, Heinrich Laube, Ferdinand Lassalle und den Fürsten Bückler an, seinen Better durch Zeitungsartikel in Schrecken zu setzen.

¹⁾ Deutsche Rundschau 1885. I, S. 451. — ²⁾ Ebendaselbst.

Im Januar 1845 traf den Dichter ein Schlaganfall, welcher ihm die Augenlider und die internen Gliedmaßen lähmte, sowie ihn der Fähigkeit, zu schmecken, beraubte. Rasch nahm seine Erkrankung eine sehr schlimme Wendung, und diese erweichte den Hamburger Millionair. Er ordnete die Fortzahlung der Pension an und leistete seinem Better sogar noch bedeutende Zuschüsse.

Von 1847 begann für den Dichter eine fast zehnjährige Leidenszeit, deren Qualen uns mit Grauen und tiefem Mitleid erfüllen müssen. Heine hat für die Sünden seiner Jugend gebüßt, wie wohl nur Wenige büßen müssen; die einzelnen Phasen seiner furchtbaren Krankheit, der Rückenmarksdarre, sind oft genug beschrieben worden. Er hat heldenmüthig gegen den Feind angekämpft und seinen glänzenden Geist frisch erhalten bis an sein Ende. Stundenlang arbeitete er täglich trotz der wüthendsten Schmerzen, indem er sich vorlesen ließ, dictirte, dichtete, an seinen Versen feilte und Gedrucktes corrigirte. Kamen Freunde und fremde Besucher zu ihm, so entzückte er sie durch seine geistvolle Unterhaltung und seine Heiterkeit, welche von einem durchaus ungebrochenen Geiste zeugte. Er hatte diese Anregungen nöthig, denn Mathilde kümmernte sich nicht viel um den kranken Gatten und ließ ihn oft genug allein¹⁾. Einzelne Besucher Heine's loben sie freilich, die Mehrzahl aber äußert sich in sehr tadelnden Ausdrücken über die leichtsinnige Frau.

So lag Heine auf seinem Schmerzensbett, eine Jammergestalt. Fast kein Glied seines Körpers gehorchte ihm mehr, und sein nie ruhender Geist machte ihm sein Krankenlager zu einer doppelten Qual. Nun ging eine Aenderung mit ihm vor, welche Niemanden wundern wird, der das Ende so vieler glaubensloser Männer beobachtet hat: er wandte sich ernsthafter religiösen Dingen zu. Er kam so weit, den Atheismus für absurd zu erklären. „Ich bin kein Frömmel geworden,“ schreibt er am 1. Juni 1850 an Campe, „aber ich will darum doch nicht mit dem lieben Gott spielen; wie gegen die Menschen, will ich auch gegen Gott ehrlich verfahren, und alles, was aus der frühern blasphematorischen Periode noch vorhanden war (ausmerzen); die schönsten Giftblumen hab' ich mit entschlossener Hand ausgerissen.“ Er fügt aber hinzu: „Die religiöse Umwälzung, die sich in mir ereignete, ist eine bloß geistige, mehr ein Act meines Denkens, als des seligen Empfindens, und das Krankenbett hat durchaus wenig Antheil daran, wie ich mir fest bewußt bin.“ Aehnlich sprach er sich gegen Fanny Lewald aus²⁾. Darin irrt sich Heine über sich selbst; in gesunden Tagen wäre er nicht leicht dazu gekommen,

¹⁾ Rocca, Skizzen S. 51. Fanny Lewald in Westermann Bd. 62, 106. Am schärfsten spricht sich Camilla Selden gegen Mathilde aus. Schorer's Familienblatt 1885, S. 68. — ²⁾ Westermann Bd. 61, S. 134.

religiöse Dinge ernst zu nehmen, wie er denn auch selbst äußerte¹⁾: „In der Krankheit hat man den lieben Gott nöthig, in der Gesundheit vergißt man ihn“; und: „Für den Gesunden ist das Christenthum unbrauchbar mit seinen Resignationen und Jenseitigkeiten; für den Kranken aber ist es eine gute Religion.“ Sein Nachwort zum 1851 erschienenen „Romancero“ bestätigt diese Ansicht, indem er deutlich auf sein Krankenbett als die Ursprungsstätte seiner „Bekehrung“ hinweist. Er sagt ausdrücklich, daß er zum Glauben an einen persönlichen Gott zurückgekehrt sei, aber seine religiösen Ueberzeugungen und Ansichten seien frei geblieben von jeder Kirchlichkeit. Er habe nichts abgeschworen, nicht ein Mal die alten Heidengötter. Im Januar 1853 veröffentlichte er im Journal des Débats eine Erklärung, daß er die crassen Religionspötteereien in der neuen französischen Uebersetzung seiner Reisebilder, die ohne sein Zuthun erfolgt sei, aufrichtig bereue. In den 1854 erschienenen „Geständnissen“ spricht er sich ähnlich aus. Aber Heine's Bekehrung war, wenn wir sie nach ihren Früchten beurtheilen, sehr zweifelhafter Natur. Die Dichtungen, welche er in den letzten zwölf Jahren seines Lebens veröffentlichte, und jene, welche sich in seinem Nachlaß fanden zeigen uns im Gegentheil Religionspötteerei, Frivolität und Cynismus, verbunden mit politischem Radicalismus, in so hohem Maße, daß sie die Reisebilder noch überholen. In diesen zeigte Heine noch eine scharf ausgeprägte politische Gesinnung; jetzt macht er sich über jedes politische Ideal lustig, verhöhnt ehemalige Mitstrebende in unanständiger Weise, lästert das „Sacrament des Königthums“ und begrüßt jubelnd den allgemeinen Umsturz.

In Betracht kommen hier die „Neuen Gedichte“ (1844), das Sommernachtsmärchen: „Atta Troll“ (in der Zeitung für die elegante Welt 1843, als Buch 1847), das Wintermärchen: „Deutschland“ (1844), der „Romancero“ (1851) sowie die „Nachgelassenen Gedichte“.

Der Haß gegen das Christenthum feiert in all diesen Gedichten seine wüsten Orgien. Als „Adam der erste“ (I, S. 301) höhnt er den lieben Gott, der ihn ohne Recht und Erbarmen aus dem Paradiese jagt; er werde aber das Paradies nicht vermissen, weil es dort keine Freiheit gäbe. In dem berühmtesten Gedicht: „Disputation“ (I, S. 464) lästert er jede Art der Gottesverehrung in abstoßender Weise. In der Anekdote zu Toledo, berichtet Heine, sollen vor versammeltem Hofe ein Capuciner und Rabbiner mit einander ein geistliches Turnier ausfechten. In allem, was Letzterer sagt, liegt die boshafteste Verhöhnung der katholischen Religion und ihrer Diener. Als der König die Königin um ihre Meinung fragt, antwortet sie:

¹⁾ S—d. in Westermann Bd. V, 265; LXI, S. 134.

Welcher Recht hat, weiß ich nicht;
Doch es will mich schier bedünken,
Daß der Rabbi und der Mönch,
Daß sie alle beide stinken.

Das ist nicht „la scène la plus voltairienne, qui ait jamais imaginée le sceptique démon de son esprit“, wie Taillandier sagt (S. 140), sondern sie ist schlimmer, als Voltaire sie gedichtet haben würde. Letzterer hat nämlich denselben Vorwurf behandelt und die Scene nach China verlegt; den Schluß bildet der Vorschlag der Chinesen, die armen Narren in das Tollhaus zu sperren. Voltaire's Behandlung war für Heine noch zu anständig.

Die Lehre von der Dreieinigkeit verhöhnt Heine in „Symbolik des Unsinns“ (I, 291); über das h. Altarsacrament stößt er in „Bisklipuzli“ (I, S. 382) Voltaire nachgebildete Blasphemieen aus, und er scheut sich nicht, den Namen des Heilandes mit den frivolsten Dingen in Verbindung zu bringen („Himmelsbräute“ I, S. 358; „Der Ungläubige“ I, S. 411).

Politisch ist der Dichter wieder beim schärfsten Radicalismus angelangt, welcher, mit größtem Cynismus verbunden, widerliche Zerrbilder hervorbringt. Er beruhigt („Zur Beruhigung“ I, S. 316) die deutschen Monarchen, sich vor einem Brutus nicht zu fürchten, da Deutschland, die fromme Kinderstube, gewiß keine römische Mördergrube werde. Und wenn sich das Schreckliche doch noch ereignen sollte (II, S. 202), so würden die Deutschen ihren König nicht behandeln wie die Engländer Karl I. und die Franzosen Ludwig XVI., sondern sie würden ihn in einer sechsspännigen Hofcarosse mit besloren Koffen zum Richtplatz futschiren. Im „Wintermärchen“ (Gesang IV) gibt er den Rath, die Gebeine der h. drei Könige zu Köln in die Käfige am Lambertithurm zu Münster zu hängen und, wenn einer von ihnen bereits fehle, statt seiner einen abendländischen König zu nehmen. Und im Traume (Gesang VII) freut er sich, als der Henker die hl. drei Könige, die Symbole des Königthums, mit seinem Beile zusammenhaut.

Mit solchen und ähnlichen Verhöhnungen des Royalismus verbinden sich Beschimpfungen lebender Monarchen. Gemeineres ist wohl selten gedichtet worden, als die „Lobgesänge auf König Ludwig“ (II, S. 169), die gegen Friedrich Wilhelm IV. gerichteten Gedichte „Der neue Alexander“ (II, S. 174), sowie das überaus anstößige Gedicht über den Ursprung des preußischen Königshauses: „Schloßlegende“, welches Elster mitzutheilen sich geachtet hat (Reclam'sche Ausg. I, S. 348).

Hand in Hand mit diesen Ausfällen geht die Verhöhnung der deutschen Freiheitsbestrebungen und der Ingrimms über die Langmuth der

Deutschen gegenüber ihren sechs und dreißig Tyrannen. Beides zu vereinigen, konnte nur einem Charakter wie Heine gelingen. Die jungen Dichter der neuen Generation, welche wie Herwegh, Dingelstedt, Freiligrath glühende Freiheitsgesänge ertönen ließen und für ihre Ideale jedenfalls männlicher als Heine eintraten, kamen ihm eben so lächerlich vor, wie einst die Burschenschaftler, obgleich doch ihre Bestrebungen zum größten Theile auch die seinen waren. Aber wo ein persönliches Interesse in politischen Dingen für ihn nicht mehr in Frage kam, dünkte ihm alles Streben gleichgültig. „Er dachte stets,“ sagt sein Freund Heinrich Laube¹⁾, „in erster Linie an seine Person, an sein persönliches Schicksal, wenn von Staatsformen die Rede war.“ Seine zahlreichen Briefe aus jener Zeit bekunden durchaus kein tieferes Interesse an den gewaltigen Bewegungen, welche sich im Schooße der Völker vorbereiteten, obgleich dieselben auf die Verwirklichung des angeblichen Heine'schen Ideals bürgerlicher Freiheit abzielten. Die Freiheit ist ihm nie ein Ideal gewesen. „Als vor einigen Jahren der italienische Dichter Carducci Heine in einer Ode als Freiheitshelden verherrlichte, legte sogar Karl Hillebrand, Deutschlands bester Kritiker und Heine's früherer Secretair, der immer mit Pietät und Bewunderung von dem großen Verstorbenen geredet, eine Art Protest dagegen ein: Heine selbst habe es niemals so feierlich genommen“²⁾.

Die Freiheitsdichter der vierziger Jahre verfielen aber auch seiner Rache, weil sie hochmüthig auf den gesinnungslosen verparisirten Heine herablickten und ihn zeitweise, wie Levin Schücking sagt³⁾, aus der Gunst des Publicums verdrängten. Ebenso auch die Dichter, welche die Vaterlandsliebe besangen und, wie Nicolaus Becker, den Rhein für Deutschland reclamirten. Herwegh (I, S. 310, II 190), Dingelstedt (I, S. 315, 404) sowie die politischen Tendenzdichter im Allgemeinen erhalten einige kräftige Schläge, bis der Dichter im „Atta Troll“ sie alle auf das Schaffot befördert.

Aber was diese Dichter sangen, singt er auch selbst. Ironisch gibt er den Rath, („Verheißung“ I, S. 312) die deutsche Freiheit solle fecker werden, aber vor allem den schuldigen Respect vor Obrigkeit und Bürgermeisterei nicht bei Seite setzen. Er höhnt die lieben Deutschen (II, S. 204), daß sie sich von der Vogelscheuche abschrecken ließen, an die blühenden Kirichen zu gehen; macht sich über den deutschen Michel lustig („Erleuchtung“ I, S. 318), der sich die besten Bissen vor dem Maule wegstibizien und sich mit dem Versprechen reinverklärter Himmelsfreude täuschen lasse. Nach den Märztagen 1848 (II, S. 187) verspottet er

¹⁾ Gartenlaube 1868, S. 27. — ²⁾ G. Brandes in der Frankf. Ztg. 24. Aug. 1889.

³⁾ Westermann, Bd. 54, S. 196.

wieder den deutschen Michel, der versucht habe, sich zu ermannen und nun wieder unter der Hut von vierunddreißig Monarchen zu schlafen beginne. „Germania, das starke Kind“ (I, S. 426) erfreue sich, nachdem der starke Wind sich gelegt, wieder seiner Weihnachtsbäume; er gedenkt des heldenmüthigen Kampfes der Ungarn, die von Ohsen (Oesterreichern) und Bären (Russen) überwunden werden, während Deutschland in das Joch von Wölfen, Schweinen und gemeinen Hunden gerathen sei.

Auch hier weist er auf die vom Communismus drohenden Gefahren hin; aber in seine Weissagungen mischt sich etwas wie geheime Freude, daß unter dem ehernen „Schritt der Arbeiterbataillone“ demnächst der Boden der modernen Gesellschaft erzittern werde. Mit dem Haß der Besitzlosen gegen die Reichen stimmt er ganz überein, und die wachsende Macht des Capitalismus entlockt ihm in grimmigem Sarkasmus die Verse (I, S. 415):

Hat man viel, so wird man bald
Noch viel mehr dazu bekommen.
Wer nur wenig hat, dem wird
Auch das Wenige genommen.
Wenn du aber gar nichts hast,
Ach, so lasse dich begraben —
Denn ein Recht zum Leben, Lump,
Haben nur, die etwas haben.

Ironisch gibt er den Rath (I, S. 418), vor jedem goldenen Kalbe das Weihrauchfaß zu schwingen; denn die reichen Leute gewinne man nur durch Schmeicheleien; er selbst nennt die Besitzenden (II, S. 81) das „reiche Ungeziefer“, welches so mächtig verbündet sei in unsern Tagen; er betheuert in Scherz sein sollendem Ernst (II, S. 76), daß er die Reichen gern aufhängen würde, aber man mache leider aus deutschen Eichen keine Galgen für sie; er theilt, wie schon im Ratskiff, die Menschen ein in hungerige und satte, und er zeichnet unter dem Bilde der Wanderratten (II S. 203) mit sichtlichem Behagen, wie die hungerigen unwiderstehlich heranrücken und sich nicht besänftigen lassen durch „Pfaffengebete und Hundertpfünder“, sondern nur durch „Suppenlogik mit Knödelgründen“ und „Argumente von Rinderbraten“; er beschwört in einem übrigens trefflichen Gedichte (II, S. 177) die ausgemergelten Gestalten der hungernden schlesischen Weber des Jahres 1847, um durch sie einen Rachechrei gegen den König der Reichen zu begründen. All' diesem Elend gegenüber aber will er im ersten Capitel des Wintermärchens „Deutschland“ ein neues Lied singen, nicht

„Das alte Entsagungslied,
Das Ciapopeia vom Himmel,
Womit man einlullt, wenn es greint,
Das Volk, den großen Limmel.“

sondern:

Ein neues Lied, ein besseres Lied.
O Freunde, will ich euch dichten:
Wir wollen hier auf Erden schon
Das Himmelreich errichten.

Es wächst hienieden Brot genug
Für alle Menschenkinder,
Auch Rosen und Myrten, Schönheit und Lust,
Und Zuckererbsen nicht minder.

Ja, Zuckererbsen für jedermann,
Sobald die Schoten plagen!
Den Himmel überlassen wir
Den Engeln und den Späßen.

August Bebel druckt in seinem Buche über „die Frau“¹⁾ einige dieser Verse mit Wohlgefallen ab und bemerkt dazu, daß Heine socialistische Umwandlungen gehabt habe.

Mit besonderm Grimme kehrt sich Heine gegen die deutschen Einheitsbestrebungen, als deren Symbol er die schwarz-roth-goldene Fahne beschimpft. Er nennt (I, S. 373) ihre Farben „Affensteißcouleuren“; Erzherzog Johann, der die Wahl zum „Reichsverweser“ angenommen, verhöhnt er als „Hans ohne Land“ (II, S. 205). Das Aergste bietet der 26. Gesang des Wintermärchens „Deutschland“ (II, S. 489), wo er Deutschland in behaglicher Breite mit einem Nachtstuhl vergleicht, aus welchem der Mist von sechsunddreißig Gruben heraufstinkt. Was will es dagegen bedeuten, wenn er in dem schönen Gedichte „Deutschland“ (II, S. 167) sein Vaterland mit dem jungen Siegfried vergleicht, der einst den häßlichen Drachen — die Tyrannei natürlich — tödten und sich die goldene Krone aufsetzen wird! Demselben Gedanken hatte er übrigens bereits in den letzten Berichten aus Paris Ausdruck gegeben (VI, S. 248, 613).

Die stärksten Ausbrüche seines Hasses sind gegen Preußen gerichtet. Er plündert den Wortschatz der Fischweiber, um alles das sagen zu können, was er auf dem Herzen hat. Man lese nur ein Mal: „Wechselbalg“ (I, S. 313) „Der Kaiser von China“ (I, S. 313), Gesang III und VIII des Wintermärchens. Ja, das ganze Wintermärchen ist eigentlich ein Pamphlet gegen den preußischen Staat, welcher es versäumt hatte, sich den Dichter zu verbinden.

Männer, welche auch die Gegner mit Achtung nennen, Männer, denen er selbst Dank schuldete, werden von ihm mit allen möglichen, vielfach dem Thierreich entnommenen Titulaturen belegt. Den großen Görres nennt er (I, S. 406) eine Hyäne und dessen Sohn ein giftiges

¹⁾ 9. Aufl. S. 335.

Insect; damit ist die Art dieser persönlichen Angriffe genügend gekennzeichnet.

Die Schamlosigkeit der letzten Werke übersteigt alles Maß. Als er einen Theil der „Neuen Gedichte“, welcher im „Salon“ erschienen war, mit andern zusammen als Buch erscheinen lassen wollte, stellte Gutzkow ihm freundschaftlich vor (Pröhl S. 262), daß dieselben sich als „furchtbare Nachgeburt“ früherer Gedichte doch für die Oeffentlichkeit nicht eigneten. Sofort zog Heine sein hohes Roß aus dem Stall und ritt seinem einstigen Waffenbruder mit den Worten entgegen (23. August 1838): „Wie Petron's Satirikon und Goethe's Elegieen, so sind auch meine angefochtenen Gedichte kein Futter für die rohe Menge. . . . Nur vornehme Geister, denen die künstlerische Behandlung eines frevelhaften und allzu natürlichen Stoffes ein geistreiches Vergnügen gewährt, können an jenen Gedichten Gefallen finden. . . . Nicht die Moralbedürfnisse irgend eines verheiratheten Bürgers in einem Winkel Deutschlands, sondern die Autonomie der Kunst kommt hier in Frage.“ Trotzdem fand Heine erst 1844 den Muth, die „Neuen Gedichte“ herauszugeben. Charakteristischer als diese, welche er in gesunden Tagen dichtete, sind jene, welche er auf dem Krankenlager verfaßte. Seine Sinnlichkeit lodert hoch empor; er verhöhnt sich selbst wegen seiner Schwäche (II, S. 51, Nr. 78, 79) und bedauert, eine Dirne, deren Bild vor seinem Geiste emporsteigt, nicht genießen zu haben (II, S. 93). Er besingt die Schönheit des Weibes in lüsterner Weise (II, S. 34), beginnt mit mehr als aristophanischer Freiheit den Gebrauch der Glieder des menschlichen Körpers zu erklären, um zu einem Schluß zu gelangen, welchen selbst Strodtmann nicht mittheilen zu dürfen glaubte (II, S. 75). Weiter vergleiche man: „Hausfrieden“ (I, S. 411), „Unvollkommenheit“ (I, S. 419) und das Gedicht Nr. 68, Bd. II, S. 40. Seinen ganzen Cynismus in nuce haben wir in den Gedichten „Epilog“ (II, 110), „Bermächtniß“ (I, S. 429) sowie „Testament“ (II, S. 220).

Das ist Heine, der behauptet, auf seinem Krankenlager in sich gegangen zu sein! Er ist trotz allen schönen Redensarten von Gott und Gottesfurcht der Alte geblieben. Einige der vielen Besucher haben sich allerdings von ihm täuschen lassen und in Deutschland die Mär verbreitet, der verlorene Sohn sei reuig zurückgekehrt. Andere sahen schärfer. Fanny Lewald behauptet¹⁾, an dem Gerede über seine Bekehrung sei nicht ein Wort wahr gewesen; die Leute, welche dergleichen von ihm verbreitet hätten, seien entweder von ihm getäuscht oder hätten sich selbst getäuscht. Derselben Meinung ist Adolf Stahr²⁾. Alfred Meißner sagt³⁾, es sei Heine nicht gelungen, sich zu bekehren; er habe immer wieder gezweifelt

¹⁾ Westermann, Bd. 61, S. 129. — ²⁾ Daf. 134. — ³⁾ Heinrich Heine 231.

und neue Wege erfunden. Der Gedanke an das Jenseits sei ihm nur eine rheumatische Kette gewesen, die ein Leidender, der alle Heilmittel ohne Erfolg probirte, versucht, ohne an ihre Wirksamkeit zu glauben.

Ueber die letzten dichterischen Erzeugnisse Heine's vom ästhetischen Standpunkt unbefangen zu urtheilen, ist nicht leicht, da das Gefühl des Ekels zu oft den Genuß vernichtet. Aber der Gesamteindruck ist überall derselbe. Die geniale Begabung des Mannes hat dem jahrelangen Anstürmen einer furchtbaren Krankheit siegreich widerstanden. Wie früher, so bewundern wir die prächtigen Girandolen eines unerschöpflichen Witzes, den kühnen Flug einer reichen Phantasie und die, wenn auch selten sich aufthuenden Ausblicke in eine tiefe Gemüths- und Gedankenwelt. Unter den Liebesgedichten finden sich einzelne Perlen. Die ersten beiden Strophen des an Mathilde gerichteten Liedes „An die Engel“ (I, S. 425) gehören zu dem Schönsten, was er gedichtet; die beiden letzten Strophen würden wir jedem andern Dichter glauben — nur Heine nicht. Weitere Lieder an Mathilde und die Mouche reihen sich diesen an. Und das an seine Mutter gerichtete Gedicht: „Nachtgedanken“ (I, S. 319) ist ein vollkommenes Erzeugniß der Kindesliebe, welche Heine nie verlassen.

Ergreifend sind die Gedichte, in welchen er dem Gefühl trostloser Verlassenheit, dem verzweifelnden Gedanken, dem Tode unrettbar verfallen zu sein, der innern Zerrissenheit Ausdruck verleiht. Er ist der Welt müde, er sehnt den Tod als Erlöser aus entsetzlichen Qualen herbei; dann aber erwacht wieder seine Liebe zum Leben und kämpft mit dem unerbittlichen Thanatos einen vergeblichen Kampf. Die ergreifendste Scene aus dieser „Lazarus“-Tragödie schildert uns das Gedicht: „Mir lodert und wogt im Hirn eine Gluth“ (II, S. 98).

Ueber all' diese Gedichte erheben sich jedoch wie Waldriesen über zwerghaftes Unterholz eine Anzahl Romanzen, namentlich aus dem „Romancero“, sowie einzelne Theile aus „Atta Troll“. Gewiß leiden viele Romanzen am Mangel eines wirkungsvollen Abschlusses; gewiß wird bei manchen die Wirkung beeinträchtigt durch den Gebrauch alltäglicher Wendungen, durch nachlässigen Versbau (meist vierfüßige ungereimte Trochäen) sowie durch redselige Breite; aber es bleibt genug übrig, was als golddecht bezeichnet werden darf. Hier thut Heine glückliche Griffe in Geschichte und Leben; er trifft den epischen Ton ausgezeichnet, stellt mit plastischer Anschaulichkeit dar und breitet über das Ganze einen wundervollen Farbenschmelz.

Das künstlerisch vortreffliche Gedicht: „Die Schlacht bei Hastings“ (I, S. 339) schildert, wie Edith den bei Hastings gefallenen König Harold, der einst sie liebte, wiederfindet und zur letzten Ruhe begleitet.

Die starke Empfindung in der Brust des rauhen Weibes ist höchst glücklich ausgesprochen. Das große Gedicht: „Firdusi“ (I, S. 364) zeigt am Schicksal des berühmten persischen Sängers symbolisch, wie den Dichtern von Gottes Gnaden hier auf Erden gelohnt wird, aber auch, wie sie über die Gunst der Großen dieser Erde erhaben sind; „Spanische Atriden“ (I, S. 395) bietet einen Ausschnitt aus der Geschichte der pyrenäischen Halbinsel und zeigt in packenden Bildern die Nemesis der Weltgeschichte. Voll von Bitterkeit und ungerecht, weil es den Einzelfall auf's Allgemeine bezieht, ist das Gedicht „Der Philanthrop“ (II, S. 121), aber dichterisch bedeutend; ebenso „Jammerthal“ (II, S. 124), ein in dunkeln Farben gehaltenes Gemälde aus der Zeit socialer Noth, das seine Berechtigung behaupten wird, so lange die Menschen lieben und hungern. Von denselben Gedanken durchweht ist das Gedicht: „Das Sklavenschiff“ (II, S. 117), welches noch späten Jahrhunderten Kunde von der wahren „Schmach des neunzehnten Jahrhunderts“ geben wird. Vollkommen nach Inhalt und Form ist „Der Usra“ (I, S. 357), dessen wenige, herrlich componirte Strophen immer wieder das Gemüth ergreifen. Als das beste Gedicht aber dürfte „Bimini“ (II, S. 125) bezeichnet werden, welches die nie befriedigte Sehnsucht nach der goldenen Jugendzeit tiefsinnig-symbolisch hinausjingt.

Ueber den Werth anderer Gedichte werden die Meinungen sehr auseinander gehen. „Ritter Olaf“ (I, 273) und „Rhampfinit“ (I, S. 329) scheinen mir nicht hoch zu stehen; „Pomare“ (I, S. 345) gefällt den „Modernen“ so gut, daß Grisebach¹⁾ darüber sagt, es sei ein brillantes Gedicht, „worin Heine die Tragik der modernen Hetäre in wenigen unvergänglichen Strichen zeichnet“; „Bislipuzli“ (I, S. 373), ein episches Gedicht aus der Zeit der Eroberung Mexico's durch Cortez, findet ebenfalls Grisebach's höchsten Beifall²⁾; ich kann mich nicht halb so hoch schwingen. Dagegen werden wohl Alle das bekannte Gedicht von den beiden Rittern Krapülinsky und Waschlappsky (II, S. 353) eben so boshaft wie komisch finden.

Heine's Polemik gegen die deutschen Freiheitsdichter der vierziger Jahre in dem großen epischen Gedichte „Atta Troll“ hat heute nur wenig Interesse; der romantische Theil des Liedes aber wird leben, so lange im deutschen Volke noch Sinn für „mondbeglänzte Zaubernächte“ vorhanden ist. Hier (von Gesang XII ab) hat sich der Dichter, wie er selbst gesteht (VII, S. 19), noch einmal allen holdseligen Uebertreibungen, aller Mondschein-trunkenheit, allem blühenden Nachtigallenwahnsinn hingegeben und (II, S. 422) nicht das, aber sein letztes „Waldlied der Romantik“ ge-

¹⁾ S. 257. — ²⁾ S. 255.

lungen. Den vorzüglichsten Theil des Gedichtes bildet die dramatisch bewegte Schilderung der wilden Jagd (Gesang XVIII, XIX).

Das Wintermärchen „Deutschland“, schildert unzweifelhaft nach Voltaire's: „Scarmantado's Reisen“ mit der nöthigen dichterischen Freiheit die Erfahrungen Heine's auf seinem Ausfluge nach Hamburg 1844. Die deutsche Literatur hat wohl kein Werk aufzuweisen, in welchem ein größeres Maß von Gehässigkeit, Grobheit und schneidiger Satire aufgespeichert läge. Jeder Gesang beweist das Genie des Dichters. Aber er ist nicht der Champion einer großen Idee, sondern der Knecht seines unverzöhnlichen Hasses gegen Preußen, Deutschland und die katholische Kirche. Der höhere Gesichtspunkt, welcher allein der Satire Berechtigung gibt, der Ausblick auf bessere Zustände und eine schönere Zukunft fehlt hier gänzlich. Der Dichter nimmt seine Keule und schlägt den verhaßten Bau in Trümmer — was dann kommen soll, ist nicht seine Sorge. Die nihilistische Gesinnung seiner letzten Lebensjahre kommt im Wintermärchen concentrirt zum Ausdruck.

Heine war sich der vaterlandsfeindlichen Tendenz seiner Dichtung klar bewußt; keiner seiner Verehrer wird hinauskommen über die Stelle in seinem Briefe an Detmold vom 14. September 1844¹⁾: „Da das Opus nicht bloß radical, revolutionär, sondern auch antinational ist, so habe ich die ganze Presse natürlich gegen mich.“

In Aachen sieht er zum ersten Male wieder preußische Soldaten, welche er mit den Worten schildert:

„Noch immer das hölzern pedantische Volk,
Noch immer ein rechter Winkel
In jeder Bewegung, und im Gesicht
Der eingefrorene Dünkel.“

Dort erblickt er auch den preußischen Adler wieder, welcher ihm die Worte entlockt:

Du häßlicher Vogel, wirst du einst
Mir in die Hände fallen,
So rupfe ich dir die Federn aus
Und hacke dir ab die Krallen.

In Köln meint er sich auf jenem Boden zu befinden, wo der „Cancan des Mittelalters“ von Mönchen und Nonnen getanzt wurde, wo „Dummheit und Bosheit“, „gleich Hunden auf der freien Gasse“ buhlten und des „Geistes Bastille“, der Dom, errichtet wurde. Der Kölner Dom, prophezeit er, werde nicht vollendet, sondern als Pferdestall verwendet werden; offenbar soll diese Weissagung eine Antwort auf die Wiederaufnahme der Arbeiten sein, an welche Friedrich Wilhelm IV. am

¹⁾ Deutsche Rundschau 1885, I, S. 448.

4. September 1842 den Wunsch nach der Einigung Deutschlands geknüpft hatte. Dann hat er mit dem Vater Rhein eine längere Unterredung, in welcher der Alte sich bitter über Nicolaus Becker beklagt, der das Lied gedichtet: „Sie sollen ihn nicht haben“; er, der Rhein, habe im Gegentheil oft mit Thränen zum Himmel um die Rückkehr der Franzosen gebeten. Auf der Straße begegnet ihm ein phantastischer, mit einem Beil bewaffneter Geselle, der sich ihm als der „Knecht seiner (Heine's) Gedanken“ vorstellt. Nachts träumt der Dichter, er sei mit dem unheimlichen Manne in den Dom gegangen und habe die heiligen drei Könige auf ihren Sarkophagen aufrecht sitzend gefunden. Er fordert sie auf, den Dom zu verlassen, weil sie der Vergangenheit angehörten und in der Kathedrale der „Zukunft fröhliche Kavallerie“ hausen solle. Gleichzeitig wendet er sich zu seinem Begleiter, der den Blick seines Herrn sofort versteht, und die „armen Skelette des Aberglaubens“ ohne Erbarmen niederschlägt.

In Mülheim ereifert sich Heine wieder über die Preußen, diese „spindeldürren Gäuche“, die jetzt so dicke Bäuche sich angemästet hätten, die blassen Canaillen, die ausgesehen wie Liebe, Glauben und Hoffen und sich nur rothe Nasen angejoffen hätten. In Hagen freut er sich der deutschen Küche und stimmt einen augenscheinlich ernst gemeinten Hymnus auf die Westfalen an; im Teutoburger Walde gibt er eine ergötzliche Betrachtung zum Besten, was aus Deutschland geworden, wenn Varus den Cheruskerfürsten besiegt hätte. Einer Schaar von Wölfen versichert er, daß er ihnen noch immer ein treuer Mitwolf sei und nicht daran denke, Hofrath in der Lämmerhürde zu werden.

Den Schafpelz, den ich umgehängt
Zuweilen, um mich zu wärmen,
Glaubt mir's, er brachte mich nie dahin,
Für das Glück der Schafe zu schwärmen.

Bei Paderborn sieht er das Bildniß des Gekreuzigten, an welchen er eine höhnische Anrede hält, die eine Satire gegen deutsche Zustände darstellen soll. Auf der Weiterfahrt fällt ihm ein, was seine Amme ihm einst von Kaiser Rothbart im Kyffhäuser erzählte, und er knüpft daran eine prächtige Phantasie; aber hinterher kommt eine bittere Satire auf die Armseligkeit des deutschen Reiches und seine Vertreter. Rothbart ist ein gemüthlicher Antiquar, der mit der Wiederherstellung des deutschen Reiches durchaus keine Eile hat. Er erkundigt sich nach den Weltbegebenheiten während der letzten Jahrhunderte und erfährt zu seinem Entsetzen, daß man es gewagt habe, einen König und eine Königin zu guillotiniren. Rothbart geräth in großen Zorn, der sich in heftigen Ausdrücken auch gegen Heine Luft macht. Da plagen auch Heine „die

allergeheimsten Gedanken" heraus, und er beschimpft das Kaiserthum und die schwarzrothgoldene Fahne.

In Minden wird es Heine etwas ängstlich zu Muth, weil er sich innerhalb der Mauern einer preußischen Festung befindet; er träumt Nachts sogar, daß der preußische Adler seinen Leib umklammert halte und ihm die Leber wegfresse — eine bescheidene Andeutung des zweiten Prometheus.

Ueber Hannover, das Heine Gelegenheit zu Spöttelen über dessen Herrscher gibt, gelangt er nach Hamburg. Er unterrichtet uns, unter der wiederholten Bethuerung, daß beim zufälligen Anblick des preußischen Adlers sich ihm „das Essen im Magen“ herumdrehe, zunächst über Hamburger Verhältnisse und Personen, die Niemanden interessiren als Heine und die Hamburger, und führt uns dann eine Phantasie vor, deren wegen allein das Wintermärchen geschrieben ist. In einer berühmten Straße Hamburg's begegnet er der Göttin Harmonia, die er anfangs für eine seiner gutmüthigen Freundinnen hält. Sie führt ihn in ihre Kammer, wo er sein Portrait, mit frischen Lorbeeren umkränzt, an der Wand erblickt — an diesem Ort und in dieser Gesellschaft eine unfreiwillige Satire Heine's auf seine Muse. Sie fragt ihn, weshalb er nach Deutschland gekommen, und er entgegnet, daß es die Liebe zum — Vaterlande gewesen sei! Die Göttin gibt nun ihre Ansichten über Deutschlands Zustände zum Besten und erbietet sich, ihm die Zukunft seines Vaterlandes zu offenbaren. Sie zeigt ihm den Nachstuhl Karl's des Großen und bittet ihn, den Deckel aufzuheben, da werde er die Zukunft erblicken.

Die Verehrer Heine's können nicht genug den Aristophanischen Witze des Wintermärchens rühmen. Ob jener „ungezogene Liebling der Grazien“ im 19. Jahrhundert gedichtet haben würde, wie er es im 5. vor Christus gethan, darf man bezweifeln.

Von den prosaischen Schriften der letzten Lebensjahre: Die Tanzpoemata „Göttin Diana“ und „Faust“, sowie die Erläuterungen zu letzterem: „Die Götter im Exil“ (eine Abhandlung über die Umwandlung der alten heidnischen Götter in moderne Dämonen), „Geständnisse“ und „Memoiren“ haben nur die beiden letzten Bedeutung. In den „Geständnissen“ (Bd. VI) gibt er Auskunft über die Aenderung seiner religiösen Weltanschauung. Er betont entschieden seine Rückkehr zum Gottesglauben und bethuert hier, wie schon drei Jahre zuvor im Vorwort zum „Romancero“, daß er alles nicht geschrieben haben möchte, was er gegen das Dasein Gottes je veröffentlicht; indessen sind seine Versicherungen manchmal so ironisch gefärbt, daß wir an ihrer Aufrichtigkeit zweifeln. Vom Atheismus will er nichts mehr wissen (VI, S. 41), weil er schon bei „Schmierlappen

von Schuster- und Schneidergesellen" heimisch geworden, und weil er ein Bündniß geschlossen mit dem Communismus (VI, S. 42). Dieser aber bedeute den Tod der Civilisation, ein Gedanke, den er auch an andern Stellen ausführt (VII, S. 143, 144, 418, 419).

Das sind keine ernsthaften Gründe, seine Ueberzeugung zu ändern. Hier zeigt sich in Heine nicht allein der Poet, sondern auch der Genußmensch, welcher den communistischen Zukunftsstaat trotz der Gewährleistung großer „sittlicher“ Freiheit nicht lieben kann, weil er ihn in anderer Weise beschränken würde. Er ist zu „fein“, um sich noch mit dem einst so geliebten, jetzt tief gehaßten (VI, S. 43) Volke gemein zu machen, dessen gewaltige, die Revolution machenden Fäuste er jedoch zu schätzen weiß.

Heine's Memoiren (VII) erschienen erst nach seinem Tode und zwar nur in einem Bruchstück, welches seine Jugendjahre behandelt. Sie bieten anziehende Schilderungen, aber nur wenig Material für sein Leben und seine Charakteristik.

Sehr interessant ist sein Verhalten gegenüber Napoleon III. Am 21. April 1851, also vor dem Staatsstreich, schreibt er an Kolb, er sei mit Leib und Seele für den Präsidenten, weil derselbe ein Neffe des Kaisers und ein wackerer Mensch sei und durch die Autorität seines Namens größerm Unheil entgegenwirke. Nach dem 2. December 1851 ändert sich seine Meinung. Er äußert Kolb (13. Februar 1852) seine Freude, daß Napoleon die Dummköpfe der Kammer übertölpelt habe, gleichzeitig aber auch seinen Schmerz, daß nun die schönen Ideale von Freiheit und Gleichheit zertrümmert am Boden lägen. Da kommt mit dem 2. December 1852 die Wahl Napoleon's zum Kaiser und mit diesem Tage singt er ein anderes Lied. Er nennt (VI, S. 543) den 20. December¹⁾ 1852 die vollständige Genugthuung für das bei Waterloo gekränkte Nationalgefühl der Franzosen und freut sich in tiefster Seele dieses Triumphs, wie er einst die Niederlage so schmerzlich mit empfunden (VI, S. 538). Das war selbst Heine's Verleger zu viel, und er schrieb ihm (17. April 1854²⁾): „Sie scheinen zu vergessen, daß Sie deutscher Schriftsteller sind. Mit geballter Faust schlagen Sie der ganzen deutschen Bevölkerung in's Gesicht.“ Heine war in Folge dieses Briefes klug genug, den „Waterloo“ überschriebenen Theil aus den „Geständnissen“ zurück zu halten.

Gewiß that er es mit schwerem Herzen, denn er hatte eine bestimmte Absicht: er wollte Napoleon III. sich günstig stimmen, wie er es schon bei andern Fürsten versucht hatte. Camilla Selden, seine Verehrerin, erhebt diese Vermuthung zur Gewißheit, indem sie, anknüpfend an die

¹⁾ Wo einzelne Mächte Napoleon III. bereits anerkannt hatten. — ²⁾ Strodtmann II, 434.

beständige Geldnoth der Eheleute Heine, sagt¹⁾: „Verbürgen kann ich indessen die Thatsache, daß Heine, der von dem Wahn besessen war, sich für einen bedeutenden Politiker zu halten, gerade zu der Zeit Versuche gemacht hat, mit der Regierung des zweiten Kaiserreichs Fühlung zu gewinnen, als sein Tod diesem eben so erniedrigenden als unbedacht- samen und kindischen (!) Unterfangen ein jähes Ende bereitete.“ Wir haben keinen Grund, diese Aussagen einer intimen Freundin Heine's, die in den letzten Lebensjahren fast täglich um ihn war, zu bezweifeln.

Die letzten drei Lebensjahre brachten Heine neben seinem körperlichen Leiden auch viel seelisches Ungemach. Die Zahl seiner Gegner in Deutschland stieg, und die Zeitungen richteten manchen scharfen Angriff gegen den einst so gefeierten Mann. Die Augsburger Allgemeine Zeitung brachte 1854²⁾ einen längern Schmähartikel, der vernichtend wirken mußte. Er kam zu Heine's Kenntniß und regte ihn furchtbar auf. Er wurde immer einsamer. Die Franzosen schienen ihn vergessen zu haben³⁾, und Deutsche kamen nur selten an sein Krankenlager. Letztere schieden von ihm mit den Gefühlen tiefsten Mitleids und hoher Bewunderung ob seines Leidens und seiner ungeschwächten Geisteskraft. Mehr als einer aber äußerte⁴⁾, daß man ihm gegenüber zu einem reinen und freien Empfinden nicht gelange, daß er abwechselnd anziehe und abstoße. Sein Freund Heinrich Laube, der ihn 1855 noch sah, drückt sich noch schärfer aus⁵⁾: „Witz und Frivolität waren ihm treu geblieben, und diese von unten auf absterbende Creatur, welche unter der Bettdecke nur noch einige Spannen zusammengezogenen Menschenleibs besaß, forderte mit ungeschwächtem Geist den Schöpfer alles Menschlichen heraus. Die ganze Wahrheit zu gestehen, dieser letzte Eindruck war, abgesehen von natürlichem Mitleiden, sehr peinlich.“

Nur einige weibliche Verehrerinnen, unter denen die Mouche (Cammilla Selden) an erster Stelle zu nennen ist, blieben ihm treu.

Von Winter 1854/55 an war Heine's Leiden ein langjames, aber heldenhaft ertragenes Sterben. Am 17. Februar 1856 endlich hauchte er seine Seele aus.



¹⁾ Schorer 1885, S. 408. — ²⁾ S. 4313. — ³⁾ Meißner, Geschichte meines Lebens I, 216. — ⁴⁾ z. B. Fanny Lewald, Westermann Bd. 61 S. 129. — ⁵⁾ Gartenl. 1868, S. 27.